

Ein- und Zwei-Buch-Bibliotheken

Kiran Nagarkar

Der unvergesslichste Satz über Armut und Hunger, den ich je gelesen habe, steht in der Autobiografie von Malcolm X. Er und seine Geschwister seien so hungrig gewesen, schreibt er, dass sie das Loch in einem Donut hätten essen können.

So arm war meine Familie nie. Unsere Armut war von der vornehmeren Art, ein stetes Leben von der Hand in den Mund, ein permanent scheiternder Versuch, über die Runden zu kommen, ein endloser Kreislauf von Borgen und Anschreibenlassen – und in der Woche vor dem Zahntag die immer gleiche, atemlose Frage, ob es meiner Mutter gelungen war, noch etwas Kleingeld beiseite zu legen, damit wir es bis zum Monatsende schafften.

Für die meisten indischen Eltern, die sich finanziell gerade noch über Wasser halten können, ist die Ausbildung ihrer Kinder die oberste Priorität, und so war es auch bei uns. Bürodieners, Taxi- und Rikschafahrer, kleine Beamte, Gemüsehändler stürzen sich in enorme Schulden, um ihre Kinder an eine der privaten englischsprachigen Schulen zu bringen. Denn freundlicherweise scheren sich weder unsere Landesregierung noch die Behörden der Gliedstaaten einen feuchten Kehr ums öffentliche Schulwesen – außer wenn gerade eine Wahl bevorsteht und man mit exorbitanten Versprechungen für eine neue Quotenregelung zugunsten der Dalits und der benachteiligten Bevölkerungsgruppen auf Stimmenfang gehen kann.

Meine Eltern haben es geschafft, meinen Bruder und mich durch die Mittel- und Hochschule zu bringen. Aber in unserer prekären Finanzlage waren und blieben Bücher ein praktisch unerreichbarer Luxus.

Bibliotheken stehen heute weltweit auf der Artenschutzliste. Aber für die meisten indischen Kinder sind sie ein unbekanntes Nimmerland. In meiner Schule gab es eine sozusagen symbolische Bibliothek, deren Regale mehrheitlich leer waren; höchstens ein-, zweimal hat jemand von unserer Klasse dort ein Buch ausgeliehen. So sitze ich noch heute, beschämt ob meiner Ignoranz, stumm wie ein Stockfisch da, sobald das Gespräch auf Beatrix Potter, A. A. Milne, Enid Blyton oder Roald Dahl, auf die Hardy Boys, Billy Bunter oder Willy Wonka kommt.

Die umfangreichste und am krassesten unterschätzte Bibliothek der Welt – insbesondere in den ärmeren Ländern – ist allerdings die Großmutter. In den westlichen Ländern ist diese ehrwürdige Institution weitgehend obsolet geworden, aber sie ist die Mutter aller Bibliotheken, das Archiv al-

ler oralen Tradition. In Indien bewahrt sie die Geschichten aus den großen Epen «Mahabharata» und «Ramayana», die Fabeln des «Panchatantra» und die Mythologie; sie ist es, die von Generation zu Generation Geschichte, Kultur und Wissen weitergibt. Unglücklicherweise sind meine Großmütter beide lange vor meiner Geburt gestorben.

Meine erste (und einzige) Bekanntschaft mit einer richtigen Bibliothek machte ich in der Universitätsstadt Pune, die ungefähr 100 Kilometer südöstlich von Mumbai liegt. Ich besuchte dort das Fergusson College, eine der ältesten und prestigereichsten Lehrstätten im Land. Ich kannte keine Menschenseele und fühlte mich scheußlich einsam. Die Bibliothek war meine einzige Zuflucht. Jeden Morgen nach dem Unterricht ging ich dorthin und lieh mir ein Buch aus. Dann verkroch ich mich in meinem Zimmer, las den ganzen Tag und brachte das Buch am nächsten Morgen zurück, um ein anderes mitzunehmen. Ich las, was mir in die Hände kam. Den ganzen O'Neill, James Barrie, Boswells große Samuel-Johnson-Biografie (ich wäre stolz, wenn ich behaupten könnte, ich hätte auch dafür nur einen Tag gebraucht, aber eine gute Woche trifft es in diesem Fall eher); dann Sterne, Salinger, Alan Paton, Harper Lee und Gott weiß was sonst. Es war die einzige Zeit in meinem Leben, während deren ich konsequent und ernsthaft gelesen habe.

Für den Studienabschluss ging ich nach Mumbai zurück. Auch dort gibt es eine Bibliothek – ein schönes viktorianisches Gebäude, an das sich der wohl berühmteste Turm der Stadt, der Rajabai Tower, anschließt. Aber ich fand diese Institution nicht besonders gastfreundlich; deshalb nahm ich Zuflucht zu einem privaten Bibliothekssystem, mit dem sich viele weniger Begüterte behelfen.

Meine Bibliotheken sind Menschen – Menschen, die als Ein- oder Zwei-Buch-Bibliotheken in meinem Leben fungiert haben. Ich schulde ihnen unendlich viel, ohne dass ich diese Schuld je werde abzahlen müssen. Es sind Menschen, die mich auf Schriftsteller aufmerksam gemacht und die mir Bücher geliehen haben, die mir manchmal sogar ihr eigenes Exemplar schenkten oder ein Buch extra für mich kauften. Sudarshan Chhibber verdanke ich meine Bekanntschaft mit Camus, Sartre und Kafka. Dr. Patankar überließ mir seine Ausgabe von Greenes *Das Herz aller Dinge*, mein Freund Sri-

nu schenkte mir *Die Pest* zum Geburtstag, Dilip Chitre borgte mir Célines *Reise zum Ende der Nacht* und machte mich so mit jenem zerrütteten literarischen Genius bekannt, dessen unverschämt amüsante und gnadenlos finstere Sicht der Dinge die Literatur des 20. Jahrhunderts entscheidend beeinflusst hat. Und als mir Jeewa, mein inzwischen verstorbener südafrikanischer Freund, Joseph Hellers *Catch 22* nach Hause mitgab, wurde ich auf meinem Bett dermaßen von Lachkrämpfen gebeutelt, dass meinen Vater die Sorge überkam, sein Sohn habe den Verstand verloren.

So könnte ich weiterfahren; und dennoch werden Sie wahrscheinlich meinen Parnass seltsam dürrftig bestückt finden und die obersten Götter des literarischen Pantheons mehrheitlich vermissen. Mir selbst wird klamm und eng ums Herz, wenn ich bedenke, wie armselig und unbelesen ich bin. Kein Molière, kein Balzac, kein Stendhal, kein Beowulf, Saramago oder Schiller, kaum ein Brocken Chaucer. Die Abwesenheit der grossen und genialen Dichter tut weh; die gähnenden Löcher und Lakunen meines Unwissens sind wahrhaft unendlich. Aber vielleicht lässt gerade diese kahle, öde Landschaft die Gipfel meines geistigen Himalajagebir-

ges umso erhabener und gebieterischer wirken. Meist hüllen sie sich in Wolken und Nebel, aber hie und da erhasche ich einen Blick auf Tolstoi und Dostojewski, auf den grossen Mystiker Kabir, auf Shakespeare, das *Mahabharata*, auf Márquez, Malaparte, Henry James, Rabelais, Halldór Laxness.

Und wer weiß – wenn mir die Zeit gegeben ist, kann ich vielleicht noch neue Gefährten für sie entdecken. Und für mich selbst.

Aus dem Englischen übersetzt von Angela Schader. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Neuen Zürcher Zeitung.

Zum Autor

Der indische Schriftsteller Kiran Nagarkar wurde 1942 in Mumbai geboren. 2006 erregte seine Auseinandersetzung mit dem fundamentalistischen Terror in *Gottes kleiner Krieger* Aufsehen; seit kurzem liegt auch sein im Original mehrsprachig verfasster Erstlingsroman auf Deutsch vor: Kiran Nagarkar, *Sieben mal sechs ist dreiundvierzig*. Aus dem Marathi, Hindi und Englischen von Giovanni und Ditte Bandini. A1-Verlag: München 2007. 357 S., 22,80 Euro.

Möglichkeit

Ich ließ auf seinem Tisch im ersten Stock ein paar kleine Scheine zurück und verließ mit Chandani die Bruchbude.

Obwohl der Film schon seit einer Dreiviertelstunde lief, betrat außer uns noch ein weiteres Pärchen erst jetzt das Kino. Der Türsteher hatte den schweren Vorhang hinter sich zugezogen und war verschwunden, ohne uns an unsere Plätze zu führen. So wusste ich nicht, wo wir uns hinsetzen sollten.

Ein äußerst verschwommener Dilip Kumar und eine pointillistisch verfremdete Vaijayantimala standen vor dem noch unschärferen Taj Mahal und erklärten unisono:

„Ein Shah-en-shah ließ dereinst diesen wundervollen Taj erbauen.“

Zwischendurch ließ Vaijayantimala den armen Dilip einfach stehen und legte ein Tanzsolo hin. Ich musste daran denken, wie sehr ich mich immer geschämt hatte, wenn ich als Kind allein für mich tanzte und dann plötzlich merkte, wie mir jemand durchs Fenster dabei zusah.

Die Pärchen um uns herum befanden sich alle in unterschiedlich fortgeschrittenen Stadien der Umarmung. Mir dagegen behagte die Vorstellung nicht besonders, ein Kino als Stundenhotel zu benutzen. Ich startete also stur nach vorn und konzentrierte mich voll auf den Film. Als ich die Augen zusammenkniff, um besser mitzukriegen, was Dilip Kumar an Gewalt

heiten von sich gab, fing Chandani an zu lachen. Die nächsten fünfundvierzig Minuten lang würde sie nun niemand stoppen können. Als ich sie zum tausendsten Mal fragte, was denn los sei, sagte sie endlich:

„Du siehst todkomisch aus, wie du so ohne Brille krampfhaft auf die Leinwand starrst.“

Da ließ ich jede Scham, Scheu und Gottesfurcht fahren und zog sie zu mir heran. Wer von uns beiden in diesem Moment den anderen mehr zum Anlehnen brauchte, hätte ich nicht sagen können.(...)

Als Dilip Kumar, sichtlich darum bemüht, nicht allzu sehr zu torkeln, den nächsten Song anstimmte –

„Ich bin kein Säufer, Leute, ich trinke nicht, gezwungen hat man mich zum Trinken!“ –, hatten wir genug und gingen. Chandani zurück nach Hause, ich nach Bombay.

Ich lernte rasch, wie eine schmierige Ratte in der Gosse zu leben. Den Kopf aus dem Loch gesteckt, ein kurzer, flinker Blick in die Runde, dann ins Freie geflitzt, ein paar Sekunden lang ängstlich herumgewuselt und wieder ins Loch. Diese neue Verstohlenheit begann sich bald auch in meiner Mimik, meinen Gesten und sogar in meinen Gedanken abzuzeichnen. Bei den Dingen, die ich Chandanis Vater zu verdanken hatte, rangierten Selbstverachtung und Selbsthass an erster Stelle.

Aus: Kiran Nagarkar, Sieben mal sechs ist dreiundvierzig.

Aus dem Marathi, Hindi und Englischen von Giovanni und Ditte Bandini. A1-Verlag: München 2007. 357 S., 22,80 Euro.